

FUNDGRUBE

HEIMATGESCHICHTLICHE BEILAGE DER PEGNITZ-ZEITUNG

„Das Kurpfalzbayerische Wappen auf der Festung Rothenberg“

von Jürgen Glassauer

Über dem Eingangstor zu Festung Rothenberg war seit deren Errichtung zwischen 1729 und 1741 ein großes Wappen befestigt gewesen, das nicht

erhalten geblieben ist. (Abb. 1) Über sein Schicksal nach Auflassung der Festung lässt sich nichts mehr in Erfahrung bringen. Überliefert ist es uns durch eine Ra-

dierung des Nürnberger Zeichners und Radierers Georg Christoph Wilder (1794 – 1855), der die damals als Staatsgefängnis genutzte Festung in den Jahren 1838 und 1841 besuchte.

(Abb. 2),

Wilder war mehrfach zu Gast bei der Patrizierfamilie Volckamer auf deren Herrensitz in Kirchensittenbach.¹ Dabei mag die weithin sichtbare Festung sein Interesse geweckt haben. Noch konkreter wird der Bezug zur Festung Rothenberg durch familiäre Verbindungen: Ein junger Cousin Wilders namens Karl ist Kom-

mandant der Festungsartillerie und lädt seinen Vetter Georg 1838 auf den Rothenberg ein.² Der Künstler zeichnete die Festung in ihrem baulichen Zustand kurz vor ihrer endgültigen Auflassung, so dass aus seiner Hand mehrere Zeugnisse ihres ehemaligen Aussehens in dieser Zeit als Radierungen und Kupferstiche überliefert sind. Er war einer der Wegbereiter der historischen Denkmalpflege in Bayern. Vor allem durch die Zusammenarbeit mit dem Architekten und Denkmalpfleger Karl Alexander Heideloff (1789 – 1865) in Nürnberg. Wilders Schwerpunkt lag daher auf der wirklichkeitsgetreuen, detailreichen Wiedergabe des Bauwerks und nicht auf dessen künstlerischer Interpretation.

Im Allgemeinen entstanden Wappen bereits Ende des 11./ Anfang des 12. Jahrhunderts. In dieser Zeit veränderte sich die Kampftechnik und Ausrüstung der Heere stark. Wappen sollten einem Heerführer fortan dabei helfen, seine Truppenteile während einer Schlacht besser zu erkennen. Ein sogenannter Herold hatte die Aufgabe die Herkunft der Ritter aufgrund ihres Wappens zu bestimmen (Blasonierung).

Ab dem 12. Jahrhundert entwickelten sich Wappen dauerhaft auch zu Kennzeichen von Familien und Institutionen. Da die verschiedenen Teilgebiete des Reiches



Abb. 1: Churpfalz-bayerisches Wappen nach der Radierung Georg Christoph Wilders von Hermann Karl 1976. Archiv des Heimatvereins Schnaittach



Abb. 2: Einfahrt in die königlich bayerische Festung Rothenberg mit Wappen. Radierung von Georg Christoph Wilder 1838. Stadtarchiv Lauf Av O-R 60

Aus dem Inhalt

„Das Kurpfalzbayerische Wappen auf der Festung Rothenberg“
Seite 1-3

Multitalent, Humorist, Normspren-
ger. Auf den Spuren von August
„Gusti“ Gemming
Seite 4-9

„Siehe, der Stein schreit aus der
Mauer...“ – auch aus Schnaittachs
Mauern
Seite 10-12

Erdrutsch am 24. Februar 1970 in
Diepoltsdorf
Seite 13-16



Abb. 3: Das Wappen des Wittelsbacher Kurfürsten Karl Theodor am Museum Zeughaus in Mannheim 1779.

privat

jeweils nur einer Adelsdynastie unterstanden, entwickelten sich die Wappen von Familien auch zu Stellvertretern der entsprechenden Reichsteile. Aus den Familienwappen konnten sich also Institutionenwappen entwickeln.³

Auf der Festung Rothenberg findet sich, wie eingangs erwähnt, ein Kurpfalz-bayerisches Wappen. Wie ein solches Wappen seinen Weg in das ansonsten durch die Reichsstadt Nürnberg dominierte Land fand, erklärt sich aus der Familiengeschichte der Bauherren der Festung und Landesherren des Rothenberger Territoriums.

Zunächst einmal handelt es sich bei dem Wappen am Festungseingang um die typische Torbekrönung mit Trophäen (erbeuteten Siegeszeichen wie Waffen und Fahnen) des 18. Jahrhunderts. Es war in Stein gehauen und zeigte die Form des kurpfalz-bayerischen Wappens, welches auch heute noch im ehemaligen Zeughaus in Mannheim zu finden ist und dem Bauherrn Kurfürst Carl Theodor gewidmet ist und nur 22 Jahre bis zu dessen Tod gegolten hat.⁴ (Abb. 3)

Das Hauptschild des Wappens teilt sich in neun Wappen und in ein vierfach geteiltes Mittelschild, das sogenannte Herzschild, darauf als Oberwappen der Kurhut. Als

Schildhalter dienen zwei hersehende Löwen.

Die Wappenbilder erläutern erbliche und eheliche Verbindungen. Häufig dokumentieren sie darüber hinaus kriegerische Auseinandersetzungen. Die Kurfürsten von Bayern und der Pfalz standen in enger verwandtschaftlicher Verbindung. 1777 verstarb Kurfürst Max Joseph III. ohne einen Erben zu hinterlassen. Damit war die bayrische Linie ausgestorben. So übernahm 1778 Kurfürst Carl Theodor aus Mannheim die Regierung in Bayern. In diesem Jahre wurde sein Staatswappen eingeführt, auch auf der Festung Rothenberg. Das

bayerische Staatswappen erweiterte sich um acht Felder. Daher dokumentieren die meisten Wappen des Wappenbilds Herzogtümer und Grafschaften des Niederrheinisch-Westfälischen Reichskreises

oder waren am Rhein gelegen. Nach dem Tode Karl Theodors 1799 wurde das Wappen wiederum geändert.

Das Wappen bestand als Staatswappen bis zur Gründung des Königreiches Bayern im Jahre 1806. Mit großer Wahrscheinlichkeit zierte es noch den Eingang über dem Festungstor bis zur Auflösung und dem Abzug der letzten Soldaten am 2. Oktober 1841. Ab diesem Zeitpunkt war die Festung ein Steinbruch und unterstand der Forstverwaltung. Danach verliert sich die Spur des Wappens. Sein Platz über dem Festungstor bleibt bis heute leer. (Abb. 4)

In der ehemaligen Mannschaftswache der Festung hängen zehn Wappenbilder, die Hermann Karl 1976 malerisch gestaltet und Günter Hendl 2019 restauriert hat. Es handelt sich dabei um die Einzelwappen im Wappenschild des Festungswappens. (Abb. 5)

Das Wappenschild teilt sich in drei Bereiche:

Schildhaupt mit 3 Wappen, Mittelstelle mit 2 Wappen und der Schildfuß mit 4 Wappen. Darüber das Herzschild mit dem geviertelten bayerischen Herzogswappen, wie es auch auf dem Kirchturm der Schnaittacher Pfarrkirche St. Kunigund zu sehen ist.

Aus Vereinfachungsgründen wird auf das heraldisch springende Lesen der einzelnen Wappen verzichtet.

Das erste Wappen links oben steht für das Herzogtum Kleve. Das Herzogtum bestand am Niederrhein zu beiden Seiten des Flusses. In Rot ein goldenes Kleverad (Lilienhaspel) mit silbernem Schild.



Abb. 5: Mannschaftswache der Festung Rothenberg mit den Einzelwappen von Hermann Karl.

Foto: Jürgen Glassauer

Das zweite Wappen repräsentiert das Herzogtum Jülich mit Stadt und Festung Jülich, die der am Rothenberg nicht unähnlich waren (gerade Kurtinen auf einem vieleckigen Festungsgrundriss mit zugespitzten Bastionen an den Ecken).

Rechts außen ist das Wappen des Großherzogtums Berg vom Niederrhein zu sehen: Ein steigender roter Löwe mit blauer Krone auf Silber.

Die Mitte des Wappens beginnt links mit der Grafschaft von Moers. Diese relativ kleine Grafschaft war in der Nähe von Köln gelegen. Ihr Wappen zeigt auf Gold einen waagrechten schwarzen Balken.

Auf der rechten Seite das Hochstift zu Würzburg und Herzogtum Franken. Von Rot und Silber mit drei Spitzen geteilter Schild, dass später aufgrund seiner Einfachheit und der regionalen Verbreitung als Wappenbild den Eigennamen „Fränkischer Rechen“ erhielt.

An dieser Stelle war ursprünglich das Wappen der Markgrafschaft Bergen op Zoom, auf das Karl Theodor über seine Mutter Ansprüche hatte. Gerade dieses Wappen im Verbund kennzeichnet ausschließlich die Herrschaftszeit Karl Theodors. Im Frieden von Lunéville (1801) musste Bayern seine linksrheinischen Gebiete an Frankreich abtreten und wurde dafür mit den Hochstiften Würzburg und Bamberg entschädigt. Der Hintergrund des Vertrages war, dass die französische Revolutionsregierung das Ziel verfolgte, den Rhein als „natürliche Grenze“ zwischen dem Heiligen Römischen Reich und Frankreich durchzusetzen. Die rechtsrheinische Verteilung der Territorien wurde aber erst durch den Reichsdeputationshauptschluss am 25. Februar 1803 gefasst und im Rathaus von Regensburg, umgesetzt. Daher wurde im Jahr 1804 das Wappen von Bergen op Zoom (grüner Dreieck auf Silber mit 3 Andreaskreuzlein darüber) herausgenommen und durch das Fränkische ersetzt.

Der Schildfuß beginnt mit dem Wappen der Grafschaft Mark. Diese war Teil des Niederrheinisch-Westfälischen Reichskreises. Es zeigt auf Gold ein rot/silber geschachteten Balken.

Daneben zeigt das geteilte Wappen a) die Grafschaft Veldenz an der Mosel. In Silber ein blauer rotgekrönter Löwe mit roter Zunge und b) die Grafschaft Sponheim im Hunsrück mit einem in Rot und Silber geschachtetem Schild.

Das letzte Wappen repräsentiert die Grafschaft Ravensberg (Weserbergland). Es zeigt in Silber drei rote Sparren.

Das Mittelschild zeigt das geviertelte bayerische Herzogswappen. Links oben und rechts unten jeweils ein rotgekrönter goldener Löwe mit roter Zunge in schwarz. Links unten und rechts oben blau-silbern geweckte Schilde. In der Mitte ein aufgelegter Herzschild. In Rot ein

goldener Reichsapfel mit silbernen Kreuz als Symbol der Erztruchsesswürde (erbliches Hofamt), das den bayerischen Herzögen seit der Erlangung der Kurfürstenwürde zuteil wurde.

So kann das ehemalige Wappen auf der Festung Rothenberg als schönes Beispiel für die geschichtliche Verflechtung von Familienwappen einerseits und Insti-

tutionswappen andererseits angesehen werden. Für die bayerische Herrschaft Rothenberg, deren Territorium gleich einer Insel in anderen landesherrlichen, vor allem nürnbergischem Herrschaftsgebiet lag, war die Anbringung des pfalz-bayerischen Wappens an Bauwerken innerhalb ihres Territoriums von herausragender Bedeutung.



Abb. 4: Der Eingang zur Festung Rothenberg im Jahr 2020.

Foto: Jürgen Glassauer

- 1 Mende, S. 118 und 120.
- 2 Schütz, S. 3.
- 3 Martin, Heraldik, S. 4.; Oswald, S. 7ff.
- 4 Schöler, S. 140.

Quellen- und Literaturangaben:

Schriftwechsel des Bayerischen Armeemuseums mit dem Heimatverein Schnaittach vom 24. 4. 1974, Archiv Heimatverein Schnaittach Abteilung III, Band 1.

Schriftwechsel von Franz Willax mit dem Heimatverein Schnaittach vom 23. 1. 1974 und dem 16. 4. 1978, Archiv Heimatverein Schnaittach Abteilung III, Band 1.

Martin, Stefan: Heraldik. Lernhefte der Studiengemeinschaft Darmstadt, o.J.

Mende, Matthias: Georg Christoph Wilder, Schriftenreihe der Altnürnberger Landschaft Bd. 26, Nürnberg 1986.

Oswald, Gert: Lexikon der Heraldik, Leipzig 1984.

Schöler, Eugen: Fränkische Wappen erzählen Geschichte und Geschichten, Neustadt an der Aisch 1992.

Schütz, Martin: Schnaittacher und Rothenberger Grabstätten, Teil III, in: Fundgrube, 1. Jhrg., 1925, Heft 3, S. 3-4.

Volkert, Wilhelm: Die Bilder der Wappen der Wittelsbacher, in Wittelsbach und Bayern. (Ausst. Kat.) Bd I/1 Die Zeit der frühen Herzöge. (Beiträge zur bay. Geschichte und Kunst. 1180 – 1350) München, Zürich 1980, S. 13 – 27.

Weigl, Eduard: Wappenbilder des ehemaligen churpfälzbayerischen Wappens auf der königlich bayerischen Festung Rothenberg (ungedrucktes Manuskript), Archiv Heimatverein Schnaittach, Abteilung III, Band 1.

Multitalent, Humorist, Normsprenger. Auf den Spuren von August „Gustl“ Gemming

von Elvira Steppacher

1836 als zweiter Sohn des letzten Kommandanten der Festung Rothenberg geboren, brachte es August Gemming im vorletzten Jahrhundert zu einiger Popularität, die man heute noch in der Dauerausstellung des Heimatmuseums Schnaittach nachvollziehen kann. Seine Rezeption in der Heimatgeschichte im Zusammenhang mit dem Rothenberg fand ihren Höhepunkt in den 1920er und 30er Jahren.

Die promovierte Literaturwissenschaftlerin Elvira Steppacher beschäftigt sich seit einiger Zeit auf völlig neue, zeitgemäße Art und Weise mit dem Phänomen „Gemming“ und holt ihn aus dem Dunkel des Vergessens. Sie bloggt zu Digitalisierung, Künstlicher Intelligenz, Ethik und berät zu strategischer Kommunikation. Überzeugt davon, dass Literatur Zeitenwenden mitgestaltet, schreibt sie auch Kurzgeschichten und Romane. Sie lebt und arbeitet in München.

„Alles außer gewöhnlich“ hätte man dem Gustl auf den Denkstein schreiben können. Stattdessen steht an seiner Grabstelle auf dem Alten Nördlichen Friedhof in der Maxvorstadt: „Hier ruht ein Münchner Original“ August Gemming 1837 – 1893“¹ Daran ist einiges falsch. (Abb. 1)

Erstens wurde August Gemming schon 1836 geboren, und zwar auf der Festung Rothenberg bei Schnaittach (Beitrag Glassauer, Abb. 2 und 4)² zweitens war er keineswegs nur ein „Münchner Original“ und drittens nutzte er, soweit ersichtlich, niemals den Reduplikationsstrich. Der Begriff Original umfasst eine bunte Reihe sogenannter „Leut“, darunter „Sonderlinge, Sprücheklopfer, Hofnarren, Gaudiburschn, Kraftlackln, Volkssänger, Leutträtzer, Ratschkathln, Revoluzzer, Gschafthuber, Kapellmeister, Spötter, Spinner, Dichter und fröhliche Zecher“.³ Auch Gemmings Einsatzfelder können sich sehen lassen. So war er:

Königlich-Bayerischer Premierlieutenant, Chronist, Humorist, Dichter, Maler, Mitarbeiter der Fliegenden Blätter, Komponist, Tierstimmenmime, Kunstpfeifer, Eintänzer, Turner, Fechter, Fremdenführer, Versicherungsvertreter⁴

Lustig, launig, schnurrig

Die Rezeptionsgeschichte Gemmings scheint in den 20er und 30er Jahren stecken geblieben. Sogar die 50er Jahre schließen an die damals geprägten

Wahrnehmungsmuster an – teilweise in unverhohlenen nationalsozialistischer Formulierung: „August Gemming fehlte der Führer.“⁵ Seine Stilisierung zum „Lustigen Leutnant“⁶, „Spaßmacher“⁷, „bayerischen Eulenspiegel“⁸ oder „tolle[n] Gustl“⁹ blieb unverändert. Diese Etiketten, die die Wahrnehmung seines Oeuvres und seines Lebens rahmen und beeinflussen (engl. Framing), wirken sich bis heute aus. (Abb. 3)

Überraschend wenig Spuren finden sich zu August Gemming im Internet. Den Sprung in die digitale Neuzeit hat er nicht geschafft. Wer heute nicht in Suchmaschinen zu finden ist, dem droht das Vergessen. Immerhin: Hier und da erwähnt ihn ein Blog, seine Story soll Touristen den Besuch auf dem Alten Nordfriedhof schmackhaft machen. Nur, wer bereits weiß, dass der Ex-Soldat Gemming auf dem Alten Nördlichen Friedhof liegt, stößt beim Unterpunkt „Gräber bekannter Persönlichkeiten“¹⁰ auf spärliche Informationen.

Heißsporn, Adrenalinjunkie, Zocker – Militärische Charakterstudie

August Gustl Gemming hat von Anfang an polarisiert. Für die einen ist der jüngste Sohn des ehrbaren und verdienten Majors Carl Gemming „kein schlechter Mensch“, allerdings „ein Sanguiniker höchster Potenz“¹¹ Sprich, er gilt als lebhaft, leichtsinnig, verführbar. „Nein zu sagen fällt ihm schwer, dadurch ist er nicht Herr seiner Zeit, seines Vermögens, seiner selbst“¹² charakterisiert ihn der Vorgesetzte Oberst Heyl. Schwach ausgeprägte Impulskontrolle würden heutige Diagnosen vielleicht lauten. (Abb. 2)

Für die anderen bleibt er eine Gefahr für Kompanie und Kameradschaftsgeist. Gemming, die tickende Zeitbombe. Wer sich an ihm reibt, lehnt seinen mitunter auf die derbe Pointe zielenden Humor ab. Durch Keckheit, Aufmüpfigkeit und Insubordinationen schafft er sich früh Widersacher in der Organisation. Was er nicht ahnt: Sie alle werden nachtragend sein. Als 1882 das Ehrengericht gegen ihn tagt, müssen weit zurückliegende Strafbucheinträge als Beleg herhalten, um ihn zu diskreditieren. Schon früh, so der Subtext, habe er grenzwertiges, anstößiges, mit dem militärischen Ehrenkodex unvereinbares Verhalten an den Tag gelegt. Der Ehrenrat fährt alles auf, dessen es habhaft werden kann.

Künstlerische Freiheit, übermäßige Laune, Ehrverletzung – Was darf ein Gedicht?

Als August Gustl Gemming angeklagt wurde, hatte er „weder einen Vaterlandsverrath, Raubmord, Nothzucht, Unterschlagung, Bomben-Attentat – Urkundenfälschung oder Meineid begangen“.¹³ Sein Gedicht „Nur für Männer“ sei ein „Product übermäßiger Laune“ gewesen, weiter nichts. Es habe nie veröffentlicht werden sollen und sei, wie er schadensbegrenzend schrieb, „besser nicht gemacht“ worden. Zu spät. Er wurde für schuldig befunden und verwirkte das Recht, die Uniform zu tragen.

Bis dato sind die Zeilen des Gedichts nicht zur Gänze bekannt. Doch die Geschichte um jenes „Phantasiegebilde“, das 1882 den militärischen Ehrenrat in München auf den Plan rief, reicht viel weiter zurück. Sie beginnt im Fränkischen, fern der großen Garnisonsstadt. Das Gerichtsurteil, das die Offiziere treffen, wird zum Tipping Point, jenem Moment, das ein Leben vollends aus den Fugen geraten lassen kann.

Gemming, soviel ist aktenkundig, hat nach Kräften provoziert. Mit seinen Streichen und Insubordinationen bringt er das System Militär gegen sich in Stellung. Gemming beleidigt Vorgesetzte oder Offizierskameraden, beschwert sich, wenn es sein muss, lautstark, verhält sich mitunter „gehäßig“¹⁴. (Abb. 4)

Die Freunde des „Till Eulenspiegel von Nürnberg“, die zu seinem 100. Geburtstag großaufgemacht an ihn erinnern, blenden das aus. 1936 geht es darum, ihn als „volkstümlich“ darzustellen, ein „sonniger Mensch mit einem unverwundlichen Humor“ eben.¹⁵

Sich selbst Feind – ein Soldat, der keiner sein will

Dass August Gemming früh eine Neigung zum Zeichnen und Musizieren erkennen lässt, nimmt bei seinem Elternhaus nicht wunder. Ausbilden und zu einem Beruf machen darf er diese Anlagen nicht. Stattdessen muss er sich gemeinsam mit Bruder Theodor in der Garnisonsstadt Bamberg in den Dienst der Armee begeben. Theodor kann mit 17 Jahren als Kadett gemustert werden, der erst 16jährige pubertierende August erhält als Eintrag in seine Grundliste den Vermerk „Freiwilliger Gemeiner“.

Vermutlich spielen mehrere Aspekte bei der Laufbahnwahl, die wohl der Vater entscheidet, eine Rolle: Erstens dessen eigene überzeugt monarchische Gesinnung, zweitens das sich ausbildende national-vaterländische Bewusstsein und drittens die nicht ganz falsche Einschätzung, dass sich von der Kunst noch kaum leben lässt, sie eher etwas für Mußstunden ist. Lessing hatte als erster versucht, nur von der Schriftstellerei zu leben. Jean Paul, der zehn Jahre vor Gemmings Geburt stirbt, wird es – mit Ach und Krach – gelingen. Die bürgerlichen Literaten der früheren Zeit hatten meist ein zusätzliches Amt als Pfarrer, Hoflehrer, Redakteur, Kapellmeister.

Zwei Fixsterne überstrahlen die militärische Laufbahn von August Gemming. Sie heißen Carl und Theodor. Vater Carl Emil Gemming ist in Militär, Adel und Gesellschaft hochangesehen, eine bayernweit bekannte Persönlichkeit. Bei wichtigen Events der Zeit stößt man auf seinen Namen, sei es die 100-Jahrfeier der Cadettenschule, sei es das Gästebuch in Wallhall / Donaustauf, sei es die Abschiedsfeiern von Honoratioren der Zeit, wie Prof. C.F. Meyer. Fünfzig erfolgreiche Dienstjahre für „König und Vaterland“ liegen hinter dem Vater, als er ein bedeutender Kunstsammler und Sachverständiger mit Einfluss zu werden beginnt. Einem Spendenaufruf zur Gründung „eines Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg“ im Jahre 1852 folgt er, ohne zu zögern. Schon länger, wie neuste Forschung zeigt, pflegt er regen Austausch mit dem Gründungsinitiator des Germanischen Nationalmuseums, dem Freiherrn Hans von und zu Aufseß.¹⁶

An diesem Vater gemessen zu werden, ist schon für weniger komplexe Charaktere eine Herausforderung. Theodor, der ältere Bruder, steht August *nolens volens* ebenfalls im Weg. Wie der Vater von damals ungewöhnlicher Körpergröße, scheint der Erstgeborene prädestiniert, es ihm in allem gleichzutun. Nachdem er im Deutsch-Französischen Krieg bei Sedan stirbt und sein Leichnam in einem Gruppengrab in Frankreich ohne Beisein

der Familie beerdigt wird, rückt jedoch nicht August in das Blickfeld des Vaters. Vielmehr scheint dieser sich verstärkt Stiefsohn Aloys zuzuwenden. Es darf gemutmaßt werden, dass der wiederholt aneckende, inzwischen Schulden, Skandale und Sorgen machende Zweitgeborene zu einer Last wird.

Wie konnte es dazu kommen? August (Carl Paul Ernst) wurde als zweiter leiblicher Sohn von Carl/Karl Emil Gemming und seiner Frau Nanette geboren. Die Mutter, eine geborene Visino, ist bereits Witwe, die von einem Nürnberger Kaufmann namens Knapp zwei Kinder mit in ihre zweite Ehe einbringt. Aloys

(acht Jahre älter als August) und Elisa lebten wahrscheinlich als Patchworkfamilie auf der Bergfestung Rothenberg zusammen. Gemmings Vater hatte dort das Sagen, er war der letzte Kommandant des gefürchteten Gefängnisses. Die als „bayerisches Spandau“ bezeichnete Haftanstalt hat Gemming später in einem Gedicht „Auf Lebenslänglich“ verewigt.

Die Eltern führten dort ein sehr gastfreundliches Haus¹⁷. Der Umzug der Familie nach Nürnberg ändert daran nichts. Augusts Vater hegt selbst eine große Leidenschaft für Kunstsinniges in fast jeder Form. Schon früh durch einen



Abb. 1: Der Grabstein von August Gemming auf dem Alten Nördlichen Friedhof München, o. Dat.

Foto: Elvira Steppacher.

gediegenen Hoflehrer an die schönen Künste herangeführt, kultiviert der Vater zeitlebens Kunstgenuss. Er verfügt über profundes ästhetisches Wissen, beginnt zu sammeln und schließlich mit Kunst zu handeln. In seinem Haus an der Fleischbrücke, das in Fremdenführern zur Stadt Nürnberg eigens erwähnt wird, präsentiert er seine Sammlung. Bald wird er ein bedeutender Teil der sich formierenden nationalbewussten Kunstszene.

August nimmt am Feldzug Bayerns gegen Preußen 1866 teil und am Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 (bei Lagny und Corbeille, unweit von Paris), allerdings nicht als Kombattant, sondern hinter den Gefechtslinien in der Etappe. Trotz zwei Versetzungen fasst er nicht wirklich Tritt im Militär. Die erste, 1863, führt ihn von Bamberg zurück nach Nürnberg zu den Eltern, die zweite, 1867, von Nürnberg nach Neu-Ulm. Sein Einstieg dort beginnt und endet

mit Ärger. Erneut ist er hausgemacht. Die dritte Versetzung, August will aus Geldmangel zu seinem Bruder ins 6. Regiment „Herzog Wilhelm“ nach Amberg, lehnen die Entscheider ab. An Besserung glaubt zu dem Zeitpunkt kaum jemand mehr. Mit ihrem abschlägigen Bescheid bewahren sie ihn vermutlich vorm Tod, denn Theodors Bataillon hat von Anfang an massive Verluste zu verzeichnen. Als Theodor bei einem Gefecht nahe Sedan am 1. September 1870 stirbt, quält sich August womöglich mit dem Gedanken, der falsche Sohn sei auf dem Schlachtfeld getötet worden. Das Gedicht, das er zu Ehren des großen Bruders schreibt, setzt diesem und seinem Tod ein idealisierendes Denkmal.

Die Beschwerden über ihn nehmen weiter zu, die Eskalationen auch. Seine allfälligen Strafen – Zimmerarrest, Stubenarrest, Kasernenarrest, Karzer – sammelt er wie Orden oder Epauletten,

er trägt sie stolz.¹⁸ Seine Vorgesetzten in den Garnisonen, die anfangs mit Verweisen und Strafen reagieren, erwägen als ultima ratio sogar noch, ob er in einer kleinen Garnisonseinheit nicht besser aufgehoben wäre. Doch so recht mag ihn da schon niemand bei sich haben. Am Ende legen ihm nach dem 70er-Krieg nahe, seine Pension „selbst zu wünschen“. Die Organisation ist mit ihrer Geduld am Ende. Normsprenger wie ihn duldet sie nicht mehr. Mit 35 Jahren wird Gemming Frühpensionist.

Neue Aufgaben, neue Ausgaben – Gemming als Künstler und Lebemann in München

In München ankommend, trifft Gemming auf eine Garnisonsstadt im Umbruch. Diese Veränderungen sind bestens dokumentiert.¹⁹ Ein Hinweis eines Zeitgenossen Gemmings, des englischen Privatgelehrten und Dandys Edward Wilberforce (1834 – 1914) ist aufschlussreich. Wilberforce schreibt in seinem 1864 veröffentlichten Buch „Social Life Munich“: „No officer in London would think of walking the streets in uniform; and in Paris, I'm told the employment of uniform is formally restricted to those on duty. In Munich, on the other hand, no military man is allowed to appear in any other costume.“²⁰

Die Pflicht zum Tragen der Uniform gewinnt mit Gemmings späterem Ehrgerichtsverfahren an Bedeutung, erklärt sie doch, warum es ihm so wichtig blieb, sich zeitlebens als „Premierlieutenant [später: a.D.]“ ausgeben zu können. Er trägt das „blaue Tuch“, den „Rock des Königs“ mit Stolz. Dies im Kopf, lässt sich erahnen, wie sehr ihn das Ehrengerichtsurteil, bei dem er das Recht zum Tragen seiner Uniform einbüßt, getroffen haben muss.

Konstanz im Wechsel – Gemming Mietnomade?

Gemming wohnt in München nachweislich²¹ ruhelos. Seine zahlreichen Meldeadressen belegen mindestens zwanzig Ortswechsel.²² Überraschend kurze Mietverhältnisse waren in bestimmten sozialen Schichten und Vierteln durchaus üblich.²³ Alleinstehende wie Gemming, aber auch kleine Familien, wechselten regelmäßig ihre Wohnung. Am Gärtnerplatz wohnte ein Viertel aller Gemeldeten, 25,3 Prozent, nur knapp ein Jahr zur Miete, im Glockenbach sogar 34,5 Prozent. Die „seßhaftesten Bewohner der Stadt“, waren die „älteren reichen Privatiers in den Zentren“, etwa im Lehel oder am Königsplatz (Neumeier, 221 und 297). Umzüge damals waren allerdings auch weniger aufwändig. Der Hausstand passte mitunter in einen Leiterwagen. Verfügte um 1900 jeder Mensch durchschnittlich etwa über 180



Abb. 2: August „Gusti“ Gemming (1836 – 1893) auf einer zeitgenössischen Fotografie, o. Dat.
Foto: Stadtarchiv Lauf L 12.

persönliche Dinge, so sind es heute 10.000.

Vom Schweinestall zur 1A-Adresslage

Die meisten der von August Gustl Gemming bewohnten Zimmer oder Wohnungen liegen inzwischen in hochattraktiven Lagen. Das war lange anders. Zwischen 15 und 50 Mark monatlich kostete um 1880 eine Mietwohnung im Gärtnerplatzviertel. Das Gebiet galt „jahrhundertlang als ‚Arme-Leute-Gegend‘, deren Einwohner bei den ‚Schweineställen‘ lebten.“²⁴ Letzteres ein Hinweis, wie stark die städtische Ausdehnung in die immer noch ländlich geprägten Regionen hineinragte. Spekulanter versuchten durch repräsentative „Fassadengestaltung“ das Viertel zu „nobilitieren“, aber der Plan ging nur bedingt auf.²⁵

1860 entstand „das erste reine Mietshausviertel“ – ein „eintöniges und rasterförmige Wohnquartier“²⁶. Es war für bessere Kreise gedacht, konnte aber den Leerstand nicht wie geplant füllen. Daher sanken die Preise sogar später wieder von 50 Mark auf etwa 30 Mark. Die Mieter konnten wählen – ein „Nachfrageüberhang“. Die pro Person verfügbare Quadratmeter rangierten zwischen 7qm in der unteren Unterschicht und 17-23qm in der oberen Mittelschicht. Der Oberschicht standen mindestens 25qm zur Verfügung, das kostete dann aber auch ab 100 Mark aufwärts.

Ein Stadtteil für jede Schicht?

Der sozialen Schicht der Bewohner entsprach eine „soziale Hierarchie der Stadtteile“. Ganz unten (Stufe 1) Westend und Giesing, ganz oben (Stufe 7) Lehel, Kreuz-, Königsplatz-, Universitäts-, Wiesenviertel. Das Gärtnerplatzviertel rangierte auf Stufe 5, der Glockenbach mit anderen auf Stufe 4 (Neumeier, 63).

Ein Tod im Rückgebäude

1871 gibt es rund 170.000 Einwohner in München. Der Zensus 1880 zählt in „53.457 Haushaltungen“ des Münchner Stadtgebietes bereits „230.023 Anwesende“ (119.990 w/110.033 m).²⁷ 1914 werden es 630.000 Personen sein.

Da die Bebauung, die wir heute in München kennen, teilweise erst in den 1870er und folgenden Jahren entstand, ist es also gut möglich, dass man mit jedem Wechsel auch in ein neueres und damit besseres Wohnverhältnis eintrat. Die Münchner Bevölkerung begann regelrecht zu explodieren, es gab Bodenspekulation, Neuerschließungen von Bauland und Neubauten.

In der zuletzt gemeldeten Adresse, der von-der-Tannstraße 23/0, wo August Gustl Gemming zur Untermiete im



Abb. 3: Ein Zeitungsartikel über Gustl Gemming in der „Welt am Sonntag“ von 1930.

Foto: Elvira Steppacher.

Rückgebäude wohnt, ereilt ihn der Tod. Auch hier nochmal ein klarer Hinweis auf soziale Gruppierung in der Quartierbildung: „Die Oberschicht wohnte vor allem im Hauptgebäude, im ersten und zweiten Stock, mied das Rückgebäude fast vollständig und unterschied sich damit von den Unterschichten.“²⁸

In der zuletzt gemeldeten Adresse, der von-der-Tannstraße 23/0, wo er zur Untermiete wohnt, wird er sterben. Exakt am „vierzehnten Februar des Jahres tausendachthundertneunzigunddrei Nachmittags um vier ein viertel Uhr“,

wie es der Dienstmann Josef Huber in der Sterbeurkunde zu Protokoll gibt. Als Todesursache diagnostiziert der praktische Arzt Dr. Speer, mit Sitz in der Leopoldstraße 64 die neuartige, damals erst beschriebenen Krankheit Morbus Brightii, ein Nierenversagen (Wassersucht) mit Atemnot und Alpträumen. August Gemming stirbt vollkommen mittellos, „wegen Ablebens des Schuldners“ gehen die Gläubiger, wie der Nachlassverwalter im April 1893 informiert, leer aus. Schon fünf Jahre früher hatte sich das Elend angekündigt.

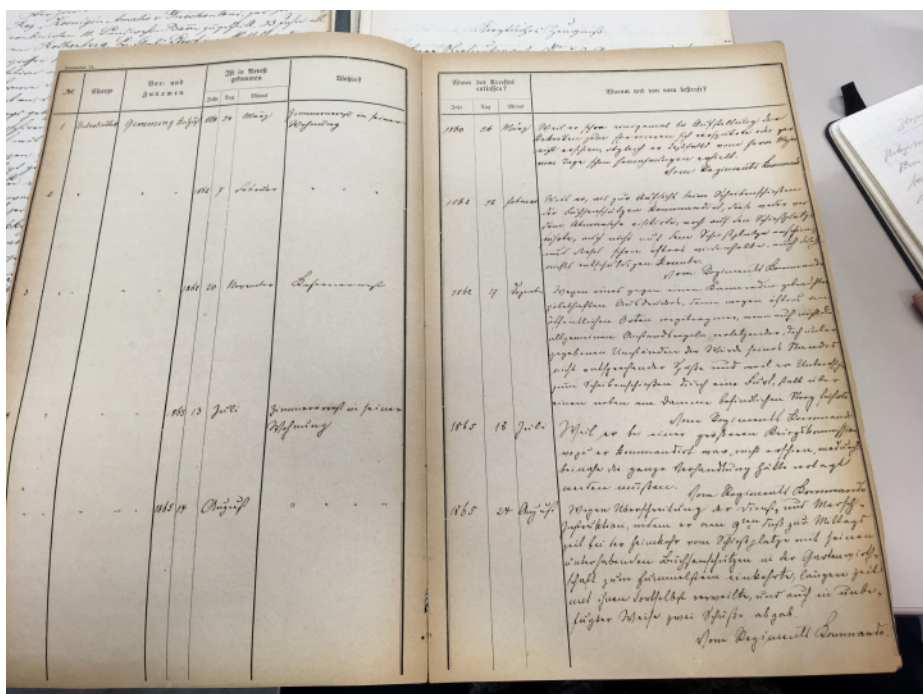


Abb. 4: Strafregistrauszug aus Gustl Gemmings Personalact.

Foto: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, 4, OP 21058.



Abb. 5: Deckblatt der „Poetischen Verbrechen“ von August Gemming aus dem Jahr 1876.

Foto: Elvira Steppacher.

In Lenggries verfasst der Autor eine halblustig nur klingende Begründung für seine anstehende Luftveränderung. Aufgrund von „Wechselfieber (febris intermittens) in Verbindung mit acutem Markleiden (morbus monetarium)“²⁹ habe er sich entschlossen, seinen „so lieb gewordenen Wohnsitz in der Residenz“³⁰ zu vertauschen.

Kein Studium, kein Geld, kein Netzwerk

Um sein Leben in München zu bestreiten, hat Gemming einiges ausprobiert. Er versuchte sich als humoristischer Chronist, Dichter, Zeichner und arbeitete an mindestens sieben Kompositionen.³¹ Als Autodidakt in einer zunehmend akademisierten Literatur-, Kunst- und Musikszene hatte er kaum eine Chance. Obwohl er Gedichte schreibt, die durchaus sozialkritisch sind, verlässt er diesen Weg bald wieder. Dabei ist

er ein genauer Beobachter des Elends seiner Zeit. Er sieht die ungelerten, die einfachen Leute, auch, wenn er selbst die Nähe zum (Hoch-)Adel sucht. Gemming, unerfahren im schriftstellerischen Betrieb, fehlt es vermutlich an ernsthaftem Austausch, an Vorbildern und Unterstützung. Victor von Scheffel, der den Begriff des Biedermeier prägte, beeinflusst ihn, wie er kundtut. Scheffel, Mitglied verschiedener Burschenschaften, darunter Allemania, Teutonia, Frankonia, ist ein konservativer Denker. Existenziell abgesichert durch das Vermögen seiner Frau, kann sich leicht als humorvoller und angriffslustiger Autor gegen allzu revolutionäre Forderungen hervortun. Dass ausgerechnet er Gemming warnt, „nicht zu verheinen“, also zu linksliberal wie Heinrich Heine zu schreiben, trifft bei dem monarchietreuen Lyriker auf fruchtbaren Boden. Ge-

dichte wie „Der alte Holzknecht“ bleiben Ausnahmen.

Wann genau Gemming mit Zeichnen und Schreiben begann, ist nicht belegt. In der Nürnberger Lateinschule, die er besuchte, wurde Zeichnen und Singen ebenso gelehrt, wie das Auswendiglernen von Gedichten. Sicher hat er als Jugendlicher die ersten Versuche unternommen, etwa mit der frühen Zeichnung „Meine Amme“. Doch erst nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst und nach dem Tod des Bruders ab 1870/71 versucht er ernsthaft, sich einen Lebensunterhalt damit zu verdienen. Es gelingt ihm nicht. Auch die Mitarbeit bei den „Fliegenden Blättern“ nährt kaum. (Abb. 5)

Genealogie der Macht – Nähe zu den blaublütigen VIPs der Zeit

Gemming ist monarchietreu wie sein Vater. Bei allem, was er sich an Provokationen leistet, zu den Souveränen seiner Zeit steht in Treue fest. Als er anfängt, mit Adeligen zu korrespondieren, zeigt sich, dass er die Nähe zu ihnen regelrecht forciert. Die eigenen künstlerischen Werke bilden die Aufhänger für seine Schreiben. Er versendet sie als Gaben, nicht ohne die Hoffnung auf Gratifikation, Reiseeinladungen und Protektion. In Gemmings Weltbild bemisst sich durch die Nähe zu Potentaten auch der eigene Rang. In diesem Sinn denkt er geradezu höfisch. Unterschiede zwischen Genealogie-, Gesinnungs- und Geldadel scheinen ihm nicht der Rede wert. Womöglich nimmt er sie kaum wahr.

Als könnten Titel und Glanz auf ihn abstrahlen, sonnt er sich in den Namen all der Hochwohlgeborenen, auf deren Post er dringt. Mit der Rückantwort erhält er neben Zeilen der Anerkennung für seine poetischen Werke teilweise symbolische Gegengeschenke: hier eine Münze, dort eine Medaille oder gar einen Ring. Es sind Gaben, deren zeichenhafter Ausdruck von größerem Wert als ihr nomineller ist. Ehrenabzeichen, Orden etc. können ja nur zu denen sprechen, die sie zu dekodieren verstehen. Sie bilden ein Kosmos in nuce, der Absender und Empfänger in eine Beziehung auf Augenhöhe bringt. In dem ikonologisch ausdeutbaren Objekt versichern sie sich der gegenseitigen Wertschätzung, Wertbestätigung und Werterhaltung – ein Umstand, der sicher auch gegenüber dem eigenen Vater eine nicht geringe Rolle spielte.

Fakt und Fake – Stücklein, Schnurren, Streiche

An allen Garnisons-Standorten, an denen er dienen wird, Bamberg, Nürnberg, Neu-Ulm, erhalten sich Streiche und Vorfälle, die ihn als „Stücklein“ über-

lebt haben. Wie der „tolle Gustl“, einmal die Kompanie durch eine Furt führte, statt über einen Damm, als er die Order bekam, „auf dem kürzesten Wege zurückzukehren. Er nahm das Geheiß also wörtlich und in Kauf, dass die Mannschaft im November nasse Hosen und Erkältung bekam.

In der eigenen literarischen Verarbeitung, wohlgemerkt, teilweise, zwölf bis zwanzig Jahre später, wird aus dem Monat November der noch kältere Dezember. Statt der Furt durchquert der literarisierte Gemming „einen immerhin vier Fuß tiefen Fluß“. Die Schnurre kam so gut an, dass sie in der Rezeption schließlich ort- und zeitenthoben wird. Mal spielt sie in der Pegnitz, mal, fünfzig Jahre später, im Schwabinger Bach. Wie ein Anekdotenstoff erheitert sie überall – gleichviel, wo sie entstand.

Umso wichtiger ist es, nicht in die Falle früherer Gemming-Interpreten und Apologeten zu tappen, die, alle seiner „Stücklein“ 1:1 lasen, sprich, für bare

Münze nahmen. Als wäre der Autobiograph August Gemming identisch mit dem real lebenden – und nicht zuallererst ein literarischer Entwurf.

Mit der menschlichen Erinnerung hat es seine eigene Bewandnis. Das lehrt nicht allein die Neurobiologie, sondern jedes neu hinzukommende Lebensjahr selbst. Weder sind wir als Erinnernde frei von – durchaus ungewollten – Erinnerungslücken und Irrtümern noch von absichtlich erzeugten Inszenierungen. Das erinnernde Ich ist darum kein Garant für Faktizität oder Richtigkeit, sondern bedarf der Interpretation.

Gemmings Werk tut das keinen Abbruch. Im Gegenteil, es erlaubt, dieses, literaturwissenschaftlich und kulturkritisch zu erschließen.

Ein vergessener Künstler aus dem 19. Jahrhundert – lohnt die Wiederentdeckung?

Warum ein Tête-à-Tête mit einem allenfalls regional bekannten teilweise

humoristischen Schriftsteller, Zeichner und Komponist des 19. Jahrhundert? Einem, dessen Werk durchaus epigonale Züge anhaften, dem aber auch Eigenes gelingt. Keineswegs schrieb er nur humoristische Gedichte und Prosa, wiewohl das Allermeiste in diese Kategorie gehört.

Gemming versucht auf seine Weise umzugehen mit Befunden seiner Zeit – teilweise mit der Feder, teilweise mit humorig-unsinnigem Verhalten. Er gibt auf seine Weise Antwort auf etwas, wenn auch eine inkonsistente, ja widersprüchliche. Unklar, ob er wirklich daran interessiert war, eine politische Auseinandersetzung aus Gründen zu suchen. Die Brüche in seinem Werk geben zu denken. Lohnt die Wiederentdeckung?

Wenn wir die Komplexität aushalten und nachvollziehen, wie Ambivalenzen entstehen und was daraus folgt. Auf jeden Fall.

- 1 *Alter Nordfriedhof München (auch: Alter Nördlicher Friedhof), Sektion 5, Reihe 10, Nummer 9. Der vorhandene Denkstein wurde nachträglich errichtet. Eine Dokumentation des ursprünglichen Grabmals ist, laut Auskunft des Grabmalamts München, nicht bekannt. Nur etwa ein Zehntel der historischen Grablegen überstand die Luftangriffe des Zweiten Weltkriegs. Die Münchner Neuesten Nachrichten, Nr. 59, 2. März 1923 berichten: „Das Grab Gemmings [...] wäre wohl schon lange verfallen, wenn nicht ein alter Münchner, Otto Irlinger, mit Hilfe eines Freundes es erhalten hätte.“*
- 2 *„Carl August Ernst Paul Gemming wurde am 10. September 1836 auf dem Rothenberg geboren.“ Zitiert nach: Knapp, Friedrich: Die Bergfestung Rothenberg, in: Volk und Landschaft im Osten Nürnbergs, Heft 1, Schriftenreihe des Stadtarchivs Lauf, Lauf a.d. Pegnitz 1938, S. 4, Fußnote 2.)*
- 3 *Karl Stankiewicz: Münchner Originale. Fotografien aus der Sammlung Karl Valentin im Stadtarchiv München. Mit Texten von Karl Stankiewicz, Hrsg. Vom Stadtarchiv München, 2. Aufl., München 2019, S. 17, im Folgenden Originale.*
- 4 *Noris Pressedienst 1935, ohne Seitenangabe.*
- 5 *„Dem Gemmings Gustl zum Gedächtnis. Zu seinem 60. Todestag am 14. Februar 1953.“ In: Passauer Zeitung, Nr. 112 1953.*
- 6 *Originale, S. 26*
- 7 *Ebd.*
- 8 *Ebd.*
- 9 *Valerio: Der Tolle Gustl, in: Münchner Neueste Nachrichten, Nr. 124, 6. Mai 1928.*
- 10 [https://de.wikipedia.org/wiki/Alter_Nord-](https://de.wikipedia.org/wiki/Alter_Nordfriedhof_(M%C3%BCnchen))

[friedhof_\(M%C3%BCnchen\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Alter_Nordfriedhof_(M%C3%BCnchen)), Zugriff am 08.02.2020.

11 *Bayhsta PO, Nr. 210058*

12 *Ebd.*

13 *Rechtfertigungsschrift, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Abteilung IV Kriegsarchiv, hier der Personalakt Offiziere (PO) mit der Nummer 210058, im folgenden Bayhsta, PO, Nr. 210058.*

14 *Ebd.*

15 *Bayerische Volkszeitung, Nr. 217, 16. September 1936.*

16 *Ich danke für diesen Hinweis Sarah Fetzer, wiss. Mitarbeiterin am Institut für Kunstgeschichte der Universität Erlangen-Nürnberg, die zur Person des Gründers des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg forscht.*

17 *Knapp, Friedrich: Die Bergfestung Rothenberg, Nürnberg 1898.*

18 *Bayhsta PO, Nr. 210058.*

19 *Christian Lankes hat mit seiner Dissertation zur Garnisonsstadt München im 19. Jahrhundert ein sehr gut lesbares, umfangreiches Werk vorgelegt. Bei seinen Recherchen stößt er auch auf Gemming. Er verweist auf das Kuriosum, dass Gemming „ein wacher, kritischer Geist“, eine „eigene Straße bekommen [habe] wie ein General“. Christian Lankes: München als Garnison im 19. Jahrhundert: die Haupt- und Residenzstadt als Standort der Bayerischen Armee von Kurfürst Max IV. Joseph bis zur Jahrhundertwende, Mittler, 1993, S. 532, zugl. Diss. Univ. München, 1993, im folgenden Lankes.*

20 <https://archive.org/details/cu31924028239758/page/n29/>

[mode/2up](https://archive.org/details/cu31924028239758/page/n29/) Abruf am 20.02.2020, vgl auch Lankes, S. 18.

21 *Adressbuch der Stadt München, 1874 und folgende.*

22 *Ab 1874 quartiert er in der Blumenstraße 21, ein Jahr später, ab 1875, in der Klenzestraße 22, ab 1876 in der Klenzestraße 34/I, ab 1879 in der Klenzestraße 18, ab 1882 in der Marsstraße 34 bzw. 34/I, ab 1885 in der Blumenstraße 43, 1886 in der Müllerstraße 46, 1890 in der Baaderstraße 56, 1891 in der Müllerstraße 26 und 1893 lautet seine Adresse Von-der-Tann-Straße 23 Rgb./O. Vgl. den Polizeilichen Meldebogen August Gemmings, der sich im Stadtarchiv München befindet.*

23 *Den Hinweis verdanke ich Anton Löffelmeier vom Stadtarchiv München.*

24 *Gerhard Neumeier: München um 1900. Frankfurt/Main 1995, im folgenden Neumeier.*

25 *Neumeier, S. 111.*

26 *Ebd.*

27 *Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dezember 1880, s. Adressbuch von München für das Jahr 1882.*

28 *Neumeier, S. 297.*

29 *August Gemming: Scherz und Ernst in Poesie und Prosa. Vermehrter Anhang zu den Poetischen Verbrechen. Lenggries 1888, S. 63.*

30 *Ebd.*

31 *Vgl. Hofmeister. Den Hinweis auf weitere Liedwerke verdanke ich Florian Schwemin vom Archiv für Oberpfälzer Volksmusik.*

„Siehe, der Stein schreit aus der Mauer...” – auch aus Schnaittachs Mauern¹

von Nathanja Hüttenmeister

Dieses Zitat aus dem biblischen Buch Habakuk (2, 11) lieferte 1988 den Titel für eine Ausstellung zur Geschichte und Kultur der Juden Bayerns, die erstmals das Augenmerk auf das Landjudentum in Franken und Schwaben richtete. In den jüngsten Jahrzehnten nimmt sich die Forschung zunehmend auch des ländlichen jüdischen Lebens an. Ein Desiderat blieb und bleibt allerdings die bewahrende Erforschung der teils riesigen Verbandsfriedhöfe, vor allem des fränkischen Raums, die sich zahlreiche Gemeinden über mehrere Jahrhunderte teilten.

Auch in Markt Schnaittach im Landkreis Nürnberger Land liegt ein solcher Verbandsfriedhof, den sich die Gemeinden der „Medinat OSchPaH“ teilten, dem Zusammenschluss der Gemeinden Ottensoos, Schnaittach, Forth und Hüttenbach. Mindestens auf das 16. Jahrhundert zurückgehend wurde die Stätte mehrfach erweitert (**Abb. 1**); 1834 legte

man in unmittelbarer Nähe einen neuen Friedhof an, der bald voll belegt war und 1897 von einem nahe benachbarten dritten abgelöst wurde.

Auch hier „schreit ein Stein aus der Mauer“: In der Ostwand der Umfassungsmauer des ältesten der drei Friedhöfe ist ein stark verwittertes, undatiertes Fragment eingelassen, das ebenfalls mit einem Zitat aus Habakuk (3, 16) einsetzt: „Es zittert mein Inneres, beim Gerüche bebten meine Lippen, Morschheit dringt in das Gebein‘ eines Mannes...“. Die drastische, in Grabinschriften ungewöhnliche Formulierung brachte den Vorstand der jüdischen Gemeinde Schnaittach 1887 zu der Vermutung, es handle sich um den Grabstein eines Märtyrers, eines jener Ermordeten, die der Überlieferung nach an dieser Stelle beigesetzt wurden. Die Gemeinde hatte es sich damals zur Aufgabe gemacht, Mittel einzuwerben, um den verfallenen Friedhof wieder in wür-

digen Zustand zu versetzen, versunkene und umgestürzte Steine zu heben und die teilweise eingestürzte Mauer aufzurichten. Der Artikel, der anlässlich dieser Bemühungen am 8. September 1887 im orthodoxen „Der Israelit“ erschien, merkt an: „Es wäre sehr zu wünschen, dass nachdem die ältesten Steine, welche von mächtiger Dicke sind, wieder errichtet und die Inschriften aufgefrischt worden, ein Kundiger sie lese; wahrscheinlich liefern sie dem Forscher in der Geschichte der Juden, manches wichtige, jedenfalls interessante Material.“

Dank einer lokalen Initiative, von Frau B. Kroder-Gumann und Andreas Angerstorfer ז"ל 2006 ins Leben gerufen, durch Frau I. Angerstorfer an Michael Brocke und das Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen vermittelt, unterstützt vom Landesverband der Israelitischen Kul-



Abb. 1: Der älteste Jüdische Friedhof (Friedhof I) in Schnaittach 2019.

Foto: Anna Martin.

tusgemeinden Bayerns und gefördert von der Gemeinde Schnaittach und von LEADER, dem Europäischen Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums, ließ sich dieses Vorhaben 130 Jahre später verwirklichen. Mit der bildlich-textlichen Dokumentation dreier Friedhöfe, deren mittlerer völlig verwüstet und abgeräumt wurde, leistet das Steinheim-Institut seinen Beitrag: Seit September 2019 sind die drei am Ortsrand von Schnaittach gele-

genen „Guten Orte“ über die Datenbank ‚epidat‘ online zugänglich.

Fast 450 Grabsteine und Grabsteinfragmente aus vier Jahrhunderten künden von der Tradition der vier Gemeinden: angefangen mit den wuchtigen Malen des 16. und 17. Jahrhunderts, die oft nur mühsam zu entziffern sind, über die filigran verzierten Tafeln aus Solnhofener Kalkstein des 18. Jahrhunderts, bis zu den schwarzen, obelisk-ähnlichen Stelen aus poliertem Hartstein, die hier

wie andernorts seit Ende des 19. Jahrhunderts das Bild dominierten.

Die gründliche wissenschaftliche Auswertung unserer Arbeiten steht noch aus. Ein Grabmal aber hebt sich von den Übrigen ab und stehe hier beispielhaft für Reichtum, Komplexität und Schönheit der Male und ihrer Inschriften: der überraschend gut erhaltene Grabstein des 1662 gestorbenen Awraham Levi. Awraham Levi, der auch als „Abraham der Reiche“, „Grossfroh“ und

Abraham Levis Inschrift (st1-1156) und das Foto von Bert Sommer:

הפרנס כמ"ר אברהם לוי ז"ל
נקבר ביום ו' כ"ג
אייר
כתב ל'
אב המון : פה טמון
שמו כאפרסמון : ושמינים ערי...בים
ביתו פתוחה : בפתח רווחה
וארוחתו ארוחה : לעוברי' וש...בים
רבנים וחכמים : כיבד בנעמים
גם יתומים : גידל באה...בים
היה לרב : לענים שבערב
ונדרות קרב : לרחוקים וקרו...בים
מנהיג הדר : ממנו נעדר
בקודש נאדר : במעש' טו...בים
תנצב"ה

Übersetzung:

*Der Vorsteher, der geehrte Herr Awraham Levi,
sein Andenken zum Segen,
begraben am Tag 6, 23.*

Ijar

„Er schrieb“ (422) der Zählung.

*Ein Vater von Vielen ist hier geborgen,
sein Name wie eine Dattelpflaume und wohl-
schmeckende Öle,*

*sein Haus geöffnet mit weiter Pforte,
und sein Mahl bereitet für die
Vorbeiziehenden,*

*Rabbiner und Weise ehrte er aufs
angenehmste,*

*auch Waisen zog er groß in Liebe,
er war ein Meister den Armen, die er mit Köstlich-
keiten*

*und Spenden sich nahebrachte, den Fernen wie
den Nahen,*

*ein Leiter der Generation ist uns entschwunden,
im Heiligtum prächtig, in seinen Taten gut.
Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des
Lebens*

Digitale Edition – Jüdischer Friedhof Schnaittach, Friedhof I, st1-1156

(URL: <http://www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat?id=st1-1156>)



Abb. 2: Der Grabstein von Abraham Levis 2018

Foto: Bert Sommer

„Löwenfornb“ bekannt war, wird im Schutzbrief der Ganerben vom 1. November 1644 genannt. (Abb. 2) Mehrfach erwähnt ihn das Protokollbuch der jüdischen Gemeinde Schnaittach, so wird im März 1655 sein Anteil an den Gemeindesteuern festgeschrieben. Dem Schnaittacher Memorbuch ist zu entnehmen, dass seines Vaters Name Jechiskia Levi genannt Feustel lautete. Awraham Levi war ein wichtiger Förderer der Gemeinde, der „durch Bildung und weltmännisches Wissen“ unter den Gemeindemitgliedern herausragte, wie R. Magnus Weinberg 1909 in seiner Geschichte der Juden in der Oberpfalz betont. So zahlten er und sein Vater Feustel gemeinsam mit zwei Fürther Juden 1632 das Schutzgeld für Juden aus Fürth, die sich während des Dreißigjährigen Krieges vorübergehend in den Schutz der Festung Rothenberg oberhalb Schnaittachs begeben hatten. 1657 erwirkte er als Vorsteher für die Rothenberger Juden im Herzogtum Sulzbach die Halbierung des Leibzolls. Testamentarisch vermachte er den Gemeinden Schnaittach und Ottensoos eine namhafte Summe für die Ausstattung armer Bräute.

Eine filigrane Levitenkanne prangt über der Inschrift, das Symbol der Abstammung aus dem Geschlecht der Leviten, der Assistenten und Sänger im Jerusalemer Tempel. Hier waren einige Familien levitischer Abkunft ansässig, und so finden wir auf den Schnaittacher Friedhöfen Darstellungen von Levitenkannen, meist eine, gelegentlich aber auch zwei, über der Inschrift, aber auch auf dem Rahmen, mitten in die Inschrift oder unter sie platziert, mal reliefiert, mal eingraviert, von Blumen flankiert oder von zwei aufrecht sitzenden Löwen gehalten. Dagegen haben sich nur zwei Grabsteine mit dem anderen Abstammungssymbol erhalten, den segnenden Händen der Kohanim, der Nachfahren der Priesterschaft.

Auf vielen Friedhöfen größerer Gemeinden, auf Verbandsfriedhöfen bzw. Friedhöfen, die sich mehrere Gemeinden teilten, sind die Inschriften zur besseren Orientierung mit dem Rufnamen und manchmal auch dem Herkunftsort des Verstorbenen überschrieben, und auch auf dem Grabmal des Awraham Levi setzt die Inschrift auf dem Rahmen mit Name und Titel ein, gefolgt vom Sterbedatum. Das Sterbejahr ist mit einem Chronogramm überschrieben: Hier wählte man das Wort כתב „kataw“, „er schrieb“ oder „Schreiber“, dessen Buchstaben addiert das Jahr 422 ergeben, nach der üblichen kleinen Zeitrechnung, was dem Jahr 1662 entspricht. Kein Zufall, dass man für Abraham Levi gerade dieses Wort wählte, war er

doch für seine Gelehrsamkeit bekannt. Auch besaß er offenbar eine stattliche Sammlung hebräischer Handschriften. In seiner „Bibliotheca Hebraea“ berichtet der 1739 gestorbene Theologe Johann Christoph Wolf, dass im Jahr 1643 der Altdorfer Exeget und Orientalist Theodor Hackspahn aus Abraham Levis Bibliothek in Schnaittach mittels einer List die Handschrift des (Sefer) „Nizzechon“ („Disput“) von R. Jomtov-Lipman Mühlhausen stahl, sie von seinen Schülern kopieren ließ und am nächsten Tag zurückgab. Das polemische, heute noch bekannte Werk wurde 1644 zweisprachig, hebräisch-lateinisch, herausgebracht.

Es folgen eine Eulogie, die Lobrede auf den Verstorbenen, kunstvoll komponiert und mit verschiedenen Stilmitteln ausgeschmückt: Jeweils zwei Zeilen sind aus drei kurzen Versen zusammengesetzt, die einen gemeinsamen Binnenreim aufweisen, visuell betont durch Satztrenner. Die auf den rechten Rand gesetzten Anfangsbuchstaben der Zeilen bilden das Namensakrostichon „ABRHM“, auf dem linken Rand wird der allen Zeilen gemeinsame Endreim hervorgehoben und durch feine Linien mit den Zeilenenden verbunden. Eine Einleitungsformel ist in den Anfang der Eulogie eingeflochten; der übliche Segen nach 1 Samuel 25,29 beschließt die Inschrift: *Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.*

Der Nachruf preist Abraham Levi ob seiner Verdienste für die Gemeinschaft und beginnt mit einem Zitat aus dem Buch Genesis, das vollständig lautet: „Dein Name sei: Abraham, denn zum Vater einer Menge von Völkern mache ich dich“ (Genesis 17,5). Damit wird ein direkter Bezug zum biblischen Namensgeber hergestellt, dem Stammvater. Ob seines wohlklingenden Namens wird Abraham gepriesen, dem er gerecht wurde durch die Erfüllung der Gebote, wie dem der Gastfreundschaft gegenüber durchziehenden Fremden, dem der Achtung von Rabbinern und Gelehrten ebenso wie seine Wohltätigkeit an Armen und Waisen, die er in sein Haus aufnahm und großzog. Er erbarmte sich nicht nur der Armen seiner Familie, seiner Gemeinde oder seiner Stadt, sondern auch der Fernen – hier klingen die Bereiche privater und gemeindlicher Fürsorge an, die der Unterstützung eines jeden Einzelnen bedurfte und ohne die ein Überleben der jüdischen Gemeinschaft bis weit ins 19. Jahrhundert nicht möglich gewesen wäre. Doch Abraham handelte nicht nur als Privatperson, sondern stellte sich mit seiner Gelehrsamkeit und mit seinem Vermögen auch als Vorsteher in den Dienst der Gemeinschaft, was seinen Verlust be-

sonders schmerzlich machte – „Ein Leiter der Generation ist uns entschwunden“ – hier wird offensichtlich, dass es die Gemeinde ist, die ihrem Vorsteher dieses Grabmal setzt.

Während der NS-Zeit wurden die Friedhöfe massiv beschädigt und zerstört. Der jüngere Teil des alten Friedhofs wurde abgeräumt, ebenso vollständig der mittlere Friedhof. Auf dem jüngsten der drei erinnert ein Gedenkstein an vierzig Personen, die man auf diesem Friedhof beisetzt hatte, deren Grabmale aber von den Nationalsozialisten zerstört wurden. Hunderte von Grabsteinen aller drei Friedhöfe wurden zer schlagen und als Baumaterial verwendet. Damit bleibt die Überlieferung aus dem 18. Jahrhundert fragmentarisch, das 19. Jahrhundert fehlt fast völlig; ein kontinuierliches Bild der Entwicklung der lokalen Sepulkralkultur vom 16. bis ins 20. Jahrhundert lässt sich damit nicht mehr lückenlos nachzeichnen.

Eine Reihe von Fragmenten konnten im Laufe der letzten Jahre geborgen und auf die Friedhöfe zurückgeführt werden. 1997 wurde ein aus Fragmenten gestaltetes Mahnmal auf der mittleren Stätte errichtet, weitere Steine sind nun entlang der Friedhofsmauer wieder aufgestellt worden. Sie bleiben nicht die letzten geborgenen Fragmente: Kaum ist die Dokumentation abgeschlossen, tauchen bei Bauarbeiten im Ort sowie in einer Bruchsteinmauer weitere Bruchstücke auf – „Siehe, der Stein schreit aus der Mauer...“

1 Erstmals erschienen in: Kalonymos. Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte aus dem Salomon Ludwig Steinheim-Institut an der Universität Duisburg-Essen, 22. Jahrgang 2019, Heft 4

2 Die epigraphische Datrenbank „epidat“: <http://www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat>.

Erdrutsch am 24. Februar 1970 in Diepoltsdorf

von Regina Jukl



Abb. 1: Der abgebrochene Hang oberhalb der Mühlstraße 1970.

Foto: Reinhold Schuster.



Abb. 2: Das am meisten gefährdete Haus 1970.

Foto: privat.

Der Beitrag entstammt dem Buch „700 Jahre Diepoltsdorf“, das 2019 zum 700-jährigen Jubiläum der ersten urkundlichen Erwähnung des Ortes vom Dorfverein „Unser Diepoltsdorf e.V.“ herausgegeben wurde.

Am Dienstag den 24. Februar 1970 gegen 8:00 Uhr lösten sich am Nordwesthang von Diepoltsdorf zirka 50000 – 80000 Kubikmeter roter Lehm. Der Hangabbruch war zirka 90m breit und wurde wohl durch die vielen Quellen, die in diesem Bereich des Hanges liegen, und die Schneeschmelze ausgelöst.

Die abgelöste Schlammlawine riss Bäume, Sträucher und Geröll mit sich, bahnte sich mit einem gurgelnden Geräusch blitzschnell ihren Weg in das Dorf und kam nur zirka 50cm vor der Haustüre des ersten Hauses (Haus-Nr. 91, heute Mühlstraße 9) zum Stehen, allerdings wurde die Garage vollständig verschüttet. Die Moräne bahnte sich anschließend meterhoch den Weg entlang der Mühlstraße zirka 230m weit ins Tal bis zur Mühle. Die damalige Bewohnerin des am stärksten bedrohten Hauses berichtete in der Pegnitz-Zeitung: „Ich war gerade draußen vor der Haustüre und säuberte den Wasserschacht von Blättern und anderem Zeug, damit das

Schmelzwasser ablaufen kann, bis mein Schwiegersohn plötzlich rief: „Mutter, komm rein der Berg rutscht.“ Dann war der Schlamm auch schon da.“

Aus Angst, es könnte noch mehr Schlamm nachrutschen, fingen die am meisten gefährdeten Bewohner sofort damit an, ihre Habseligkeiten aus den unteren Etagen in höhere zu bringen. Alle halfen sofort zusammen: Die Männer schaufelten mit Pickel, Schaufeln und Hacken Bahnen in den Morast, um für das nachströmende Quellwasser Gräben zu ziehen und den Schlamm von den Häusern wegzulenken. Die Frauen brachten Besitztümer in weiter im Tal gelegene Häuser oder in die oberen Stockwerke in Sicherheit. Es waren allein aus Diepoltsdorf 18 Männer der Freiwilligen Feuerwehr und zusätzlich noch 44 Dorfbewohner, die sich spontan als Helfer meldeten, im Einsatz. Jeder half auf die für ihn mögliche Weise mit, was heute in Diepoltsdorf übrigens immer noch so ist; wenn Not am Mann ist, helfen auch heute immer noch alle Dorfbewohner zusammen.

Der damalige erste Bürgermeister Erich Penkwitz ließ sofort Katastrophenalarm auslösen, was dazu führte, dass alle umliegenden Feuerwehren, die Berufs-

feuerwehr Nürnberg, das THW Nürnberg und die Bundeswehr alarmiert wurden. Es trafen im Minutentakt neue Helfer ein, was zum einen daran lag, dass die Dorfbewohner von ihren Arbeitsstätten geholt wurden und die Polizei in den Nachbarorten per Lautsprecherdurchsagen um Mithilfe der Bevölkerung bat. Es wurde ein Aufruf gestartet, Schaufeln, Arbeitskleidung bzw. Uniformen und ganz wichtig, Gummistiefel abzugeben, damit man die Helfer mit dem nötigen Handwerkszeug ausstatten konnte. Man bedenke: es waren zum Beispiel allein 54 Schaufeln im Einsatz.

Am Abend trafen dann mit 6 Lkws 40 Pioniere der Bundeswehr aus Amberg ein, die nach Ankunft in Diepoltsdorf, bei Temperaturen um den Gefrierpunkt, von ihrem Zugführer als erstes zu hören bekamen: „Meine Herren, den Mantel brauchen Sie heute nicht.“ In Anbetracht ihrer Aufgabe ist dies gut verständlich: Die Pioniere wurden in Zweiertrupps eingeteilt und mit einem Spaten ausgerüstet, damit mussten sie in einer Stunde jeweils einen Graben von 1m Länge, 1m Tiefe und 1m Breite graben.



Abb. 3: Die verschüttete Mühlstraße 1970.

Foto: privat.

Die Helfer schafften es schließlich, das nachströmende Wasser der Quellen abzufassen und abzuleiten, was dann auch dazu führte, dass die Moräne langsam zum Stillstand kam. Später am Abend setzte dann wieder Regen ein und die Lage verschlechterte sich wieder. Die Männer zogen zwar ununterbrochen, teilweise bis zu den Oberschenkeln im Schlamm stehend, Gräben für die Wassermassen, doch der Schlamm deckte diese immer wieder zu. Das THW sorgte in der Nacht für die Beleuchtung und das BRK für die nötige Verpflegung. Die ganze Nacht wurde von den Feuerwehren aus Hüttenbach, Simmelsdorf, Schnaittach, Hedersdorf, Eckenhaid und Diepoltsdorf durchgeführt. Über Nacht konnte dann die Mühlstraße wieder freigelegt werden.

Bis zum 25. Februar gegen 10:00 Uhr wurden zirka 200 Lkw-Ladungen Schlamm und Geröll abtransportiert. Um diese enorme Anzahl an Fuhren abtransportieren zu können, wurden alle umliegenden Fuhr- und Bauunternehmen mit einbezogen. Am Morgen des 25. Februar traf eine Hundertschaft der Bereitschaftspolizei ein und unterstützte die Helfer. Der 25. Februar stand im

Zeichen der Sicherung des Berges, um ein weiteres Abrutschen zu verhindern. Nachdem am 26. Februar der Berg endgültig zum Stehen kam (zumindest bei gutem Wetter), waren nur noch die Männer der Feuerwehren und der

Bereitschaftspolizei im Einsatz. Der abgebrochene Hang wurde mit einem Flatterband abgesperrt, da immer noch Lebensgefahr im Abbruchgebiet herrschte, weil niemand absehen konnte, ob nochmal Schlamm nachrutschen



(Abb. 4: Helfer an der Abbruchstelle 1970.

Foto: Reinhold Schuster.



Abb. 2: Freigelegte Mühlstraße 1970.

Foto: Karl Schwarzmann

würde. Um 18 Uhr wurde dann der Katastrophenalarm wieder aufgehoben. Die Feuerwehr Diepoltsdorf hatte bis zum Einsatzen am 26. Februar alleine 31 Laufstunden mit ihrer Pumpe TS8 erbracht.

Ab 27. Februar hatten die beiden Bauunternehmen Escherich aus Diepoltsdorf und Schlenk aus Simmelsdorf die Aufsicht über den Hang übernommen. Die Lage stabilisierte sich zunehmend. Dennoch wurde der Hang noch bis zum 4. März rund um die Uhr von jeweils drei bis vier Mann überwacht. Die einzelnen Gruppen waren immer für 6 Stunden eingeteilt.

Den vielen unermüdlichen Helfern ist es zu verdanken, dass nicht noch ein grö-

ßerer Schaden (laut einem Gutachten lag der Schaden bei 83.600 DM) entstanden war und dass es keine Verletzten gab.

Heute sind im damals abgebrochen Hang Drainagen verlegt und die Gemeinde Simmelsdorf kontrolliert diese regelmäßig, damit den Diepoltsdorfern so eine Naturkatastrophe in Zukunft hoffentlich erspart bleibt.

1995 zum 25. Jahrestag fand eine Bilderausstellung über den Erdrutsch im Alten Schulhaus in Diepoltsdorf statt. Initiator der Ausstellung war die Freiwillige Feuerwehr Diepoltsdorf federführend sei hier Reinhold Schuster genannt. Mit Hilfe des Historikers Dr. Volker Al-

berti wurde damals eine Bilderausstellung erarbeitet.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Gemeindearchiv Diepoltsdorf, Gemeinde Simmelsdorf.

Pegnitz-Zeitung, 64. Jhrg., Nr. 46/47, 25./26. Februar 1970

Interview mit Reinhold Schuster aus Diepoltsdorf vom 5.10.2017.

1 Gemeindearchiv Diepoltsdorf, Gemeinde Simmelsdorf.

2 Ebd.

3 Roter Lehm kam auf die Häuser zu. 1970, Pegnitz-Zeitung.

4 Gemeindearchiv Diepoltsdorf, Gemeinde Simmelsdorf.

5 Ebd.

6 Ebd./Schuster, Reinhold. Diepoltsdorf, 5.10.2017.

7 Schuster, Reinhold. Diepoltsdorf, 5.10.2017.

8 Gemeindearchiv Diepoltsdorf, Gemeinde Simmelsdorf.

9 Ebd.

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Ebd.

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Ebd.

17 Ebd.

18 Ebd.

Hinweis: Die Redaktion der FUNDGRUBE ist immer auf der Suche nach Autoren, die sich historischen Themen aus dem Umkreis Laufs/Röthenbachs, Schnaittachs und des Nürnberger Landes in einem Beitrag widmen wollen. Dabei müssen die Beiträge nicht immer nur rein wissenschaftlicher Natur sein. Beiträge können Sie unter fundgrube@laufergeschichte.de einreichen. Die Redaktion behält sich die Auswahl und die Bearbeitung der Beiträge vor.

FUNDGRUBE

erscheint halbjährlich in der Pegnitz-Zeitung.

Herausgeber:

Verlag Hans Fahner GmbH & Co. KG,
Nürnberger Straße 19,
91207 Lauf a.d. Pegnitz

Layout: Silvia Leitenbacher

Lektorat: Yvonne Durmann

Redaktion: Stadtarchiv Lauf

Druck:

DZO Druckzentrum Oberfranken
GmbH & Co. KG, Bamberg

Beiträge werden erbeten an:

Fundgrube@laufergeschichte.de

Für die Inhalte der Beiträge sind ausschließlich die Autoren verantwortlich. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck (auch auszugsweise) nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages.